

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Band: 26 (1903)

Artikel: J.J. Reithard als Essayist
Autor: Hunziker, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

I. I. Reithard als Essayist.

(Mit Bild.)

Von Dr. Rudolf Hunziker, Winterthur.

Reithard ¹⁾ bezeichnet sich in einem vom 12. April 1849 datirten Briefe an seinen Freund alt Regierungsrath Pestalozzi-Girzel als „so ziemlich den einzigen anerkannten Balladendichter der Schweiz“. Und er hatte damals ein Recht, so zu schreiben und sich darüber zu beklagen, daß ihn Ignaz Hub in seinem Sammelwerke „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit“ ²⁾ übergang und aus helvetischen Landen nur A. G. Fröhlich, J. A. Henne und B. Reber zum Wort kommen ließ. Denn unter allen denen, welche auf den Pfaden J. M. Usteri's wandelten, war Reithard entschieden der begabteste; „die beiden Gamsjäger“, „die Linde zu Freiburg“ und „der alte Gamsjäger“ allein beweisen, daß er die schöpferische Kraft in sich trug, Hohes zu leisten. Aber das Schicksal und seine impulsiv, unruhige Natur ließen ihn nirgends festen Fuß fassen, so daß er seine reichen Gaben zersplittern mußte; und der politische Parteihaß, der ihn während

¹⁾ Ueber Reithards Leben und Werke vgl. meinen im Morgenblatt der „Neuen Zürcher Zeitung“ 1900 (15. bis 20. November) veröffentlichten Aufsatz. — Für Mittheilungen über Reithard, sowie für Zustellung von Briefen und wenig bekannten Arbeiten seiner Feder bin ich behufs Verwerthung derselben in meiner demnächst erscheinenden Biographie des Dichters stets dankbar.

²⁾ Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Karlsruhe 1849.

seines ganzen Lebens verfolgte, versagte ihm auch die Anerkennung, die er als Dichter verdiente. Ein solches Nebelwollen von Seiten seiner Gegner läßt sich, wenn nicht entschuldigen, so doch sehr wohl begreifen, denn nicht nur als Reithard mit feurigem Jugendübermuth in den Dreißigerjahren die Sache der Radikalen verfocht, sondern auch als er, ein gereifter Mann, in den Reihen der Konservativen kämpfte, meist lief die schneidige Feder des gewandten Zeitungsschreibers Gefahr, über die Grenzen des Maßvollen hinauszugehen. Vielfach angefeindet und häufig um's tägliche Brot schreibend, fand Reithard stets weniger jene innere Muße, welche die Weihe der dichterischen Vokation erfordert, ja er begann die richtige Selbstschätzung in poetischen Dingen mehr und mehr zu verlieren. So ließ er manchen seiner Balladen, die er in sein Hauptwerk, die „Geschichten und Sagen aus der Schweiz“¹⁾, und in Chr. Schad's „Deutschen Musenalmanach“²⁾ niederlegte, nicht durchweg die nöthige Sorgfalt und Feile angedeihen, namentlich in der Auswahl der Stoffe trat eine gewisse Sorglosigkeit zu Tage, die jedem Mythos das poetische Kleid umhängen zu können vermeinte.

Heute beginnt Reithards Name nicht mit Recht gänzlich zu erblaffen, und wenn nicht einige Schullesebücher³⁾ sich des einen oder andern seiner Gedichte angenommen hätten, wüßte man wenig mehr von ihm. Die vaterländische Litteratur ist

¹⁾ Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (J. Neuenhagen), 1853.

²⁾ Jahrgänge II—VII, Würzburg 1852—57.

³⁾ Vgl. z. B.: Lesebüchlein für das fünfte Schuljahr. Von Thomas Scherr. Zürich 1879. — Lesebuch für das sechste Schuljahr (von A. Lüthi). Vierte Auflage, Zürich 1902. — Deutsches Lesebuch für Sekundarschulen, II. Theil (Poesie). Zürich 1894. — Deutsches Lesebuch für die untern und mittlern Klassen höherer Schulen. Von H. Lüning und J. Sartori. Erster Theil, zweite Auflage. Zürich 1878. — Der schweizerische Bildungsfreund. Ein republikanisches Lesebuch von Thomas Scherr. Poetischer Theil. Siebente und folgende Auflagen von G. Keller. Zürich 1877 ff.

über ihn hinweggeschritten, und der Schweiz erstand in C. F. Meyer ein Balladenmeister, mit dem sich Keithard in keinen Wettbewerb einlassen kann, wenn ihn auch die Geschichte unter dessen Vorläufern stets mit Ehren zu nennen haben wird.

„Keithard wäre berufen gewesen, eine schweizerische Litteraturgeschichte zu schreiben,“ sagt L. Pestalozzi in seinem Aufsatz¹⁾ über den Dichter. So sicher dieser Ausspruch zu weit geht, wenn an eine auf ernstes Quellenstudium gegründete, ab origine anhebende und historisch genaue Details bietende Litteraturgeschichte gedacht wird — dazu fehlte es Keithard an der nöthigen wissenschaftlichen Durchbildung — so sehr muß ihm zugestimmt werden, wenn es sich um eine fesselnde Darstellung der zeitgenössischen Erscheinungen auf dem genannten Gebiete handelt. Denn diese kannte Keithard wie wenige. Nicht nur war er mit manchem der damaligen Korhphäen persönlich eng befreundet, er nahm auch fast an sämtlichen litterarisch-belletristischen Unternehmungen Theil, die den politischen Hader, unter welchem die Schweiz in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu leiden hatte, immer und immer wieder zu durchbrechen vermochten. So war er Mitarbeiter an den von Follen und Fröhlich herausgegebenen „Alpenrosen“ (Aarau 1831 f.), an dem von Hartmann redigirten „Morgenstern“ (Solothurn 1836), an dem anfänglich unter Gotthelfs Mitwirkung von Gutfnecht edirten „Neuen Schweizerischen Unterhaltungsblatt“ (Bern 1843—57) und an Tschudi's „Illustriertes Zeitschrift für die Schweiz“ (St. Gallen 1850—52). Bisweilen scharte er selbst die Dichter seines Landes, ohne auf deren politische Stellung irgendwelche Rücksicht zu nehmen, um sich: als Herausgeber des „Schweizerischen Merkur“ (Zürich und St. Gallen 1832 f., Burgdorf 1835 f.) und der „Neuen Alpenrosen“ (Zürich

¹⁾ Zürcher Taschenbuch 1882, pag. 158—208.

Zürcher Taschenbuch 1903.

und Frauenfeld 1848 und 1849). Bei diesen und andern Gelegenheiten tritt sein gutgemeintes, ideal-patriotisches Streben zu Tage, der Schweiz im Ausland Achtung zu verschaffen, die Nachbarn jenseits des Rheines auf „manch' köstliche Blüthe und Frucht“ aufmerksam zu machen, „die, im Garten unserer Poesie gewachsen, mit Fug und Recht zum Schönsten und Besten gezählt wird, das deutscher Sprache angehört“¹⁾.

Reithard besaß ferner eine ungewöhnlich leichte Auffassungsgabe; mit dem Scharfblick der Intuition fand er überall sogleich das Wesentliche heraus, und seine erstaunliche Gedächtniskraft bewahrte getreulich auf, was sein Geist geschaut. Sind die meisten seiner politischen Artikel von einer oft bis zur Ungerechtigkeit heftigen Leidenschaft durchzogen, so athmen die in der Regel schnell hingeworfenen biographisch-litterarischen Aufsätze eine lichtvolle Klarheit und eine wohlthuende Wärme. Man fühlt sofort, daß der Verfasser selber etwas von der poetischen Produktion versteht, und daß seine Ansichten unabhängig sind von der Tagesmeinung und von dem, was in Büchern berichtet wird. Für seine klugen Urtheile hatte Reithard stets treffende Worte zur Verfügung, die Sprache sprudelt ihm wie von selbst originelle und packende Wendungen zu, ja oft hat man das Gefühl, als könne er sich der auf ihn eindringenden Fülle kaum erwehren. Er schreibt den vornehmen, flüssigen und immer interessanten Stil des gebildeten, phantasiefrohen Feuilletonisten. Auch auf gewagte Bilder stößt man bei Reithard, aber selten hat man den Eindruck des Gesuchten, alles liest sich ungekünstelt, da es der Ausfluß einer momentanen, aber intensiv wirkenden Eingebung und nicht das Ergebnis mühsamer Reflexionen ist. Vor rhetorischen Phrasen

¹⁾ Siehe das „Nachwort“ zu den „Gedichten“ (St. Gallen und Bern 1842), pag. 431.

bewahrt ihn fein gesundes logisches Gefühl; mit Geschick weiß er den Schwung des hohen Pathos auf diejenigen Fälle zu versparen, in denen der Stoff ihn verlangt, und bisweilen — wenn auch selten — den Ernst seiner Suada mit Humor zu würzen.

Es ist zu bedauern, daß Reithard diese Seite seiner Begabung nicht prinzipiell pflegte und vertiefte. Ich würde um ein Bändchen litterarischer oder kulturhistorischer Essays manche seiner Balladen und vorab fast alle seiner Prosaerzählungen ohne Weiteres preisgeben. Er selbst war freilich überzeugt, daß der Lorbeerkranz des patriotischen Dichters seiner harre, und beschäftigte sich daher in seinen Mußestunden nur nebenbei auf diesem Felde der schriftstellerischen Thätigkeit, auf dem vielleicht seine Hauptstärke lag. Die größere Zahl dieser Aufsätze sind zudem anonym erschienen, da er sie meist an Zeitungen sandte, als deren Mitarbeiter er aus politischen Gründen nicht bekannt sein wollte. Da fast sein ganzer Nachlaß zerstört ist, hängt deren Entdeckung von Zufällen verschiedener Art ab; einige werden wohl nie dazu gelangen können, Reithard als ihren Meister zu loben.

Zwei solcher Arbeiten Reithards (über Pestalozzi) hatte ich jüngst zu publiziren Gelegenheit¹⁾. Im Folgenden mögen drei weitere Essays das Gesagte beweisen. Die ersten zwei sind litterarischer Natur, indem der eine über Jeremias Gott-helf, der andere über den aargauischen Dyrifer R. R. Tanner handelt; ich habe beiden einige Angaben über das persönliche Verhältniß, in dem Reithard zu den genannten Männern stand, beigelegt. An letzter Stelle folgt einer seiner bedeutendsten politischen Aufsätze; er trägt den Titel „Krieg oder Frieden“ und bespricht die Sonderbundsbewegung.

¹⁾ In den „Pestalozziblättern“, Jahrgang XXI (1900), Nr. 4, pag. 41—58.

I.

Jeremias Gotthelf¹⁾.

Unter den Kulturerscheinungen der Schweiz verdienen ohne Zweifel die schriftstellerischen Erzeugnisse von Jeremias Gotthelf (Pfarrer Biziüs in Lüzelflüh) eine Oberstelle. Dieser ausgezeichnete Volksschriftsteller trat mit seinem bekannten Buche „Jeremias Gotthelfs Lebensgeschichte“ erst im reiferen Alter²⁾ auf. Vorher hatte man von Herrn Biziüs nichts gewußt, als daß er ein tüchtiger Pfarrer und zugleich ein kräftiger, heiterer Lebemann wäre, welcher die ernste und gewichtige Bedeutung seines Berufs kenne und geltend zu machen wisse, ohne die rüstige Kraft und das Erbe eines genialen und freudigen Studentenlebens verkümmern zu lassen. Auch war bekannt, daß Herr Biziüs dem Studium der vaterländischen Geschichte mit Vorliebe ergeben sei, und dieser Umstand bewog denn auch das Erziehungsdepartement von Bern, ihm zu zweien Malen³⁾ die Stelle eines Geschichtslehrers am Burgdorfer Normalkurse anzuvertrauen. Fellenberg fuhr in seinen Hofwylers Blättern⁴⁾ furchtbar über Biziüs' Geschichtsunterricht her. In der That paßte Biziüs nicht unter die Schulmeister. Seine Gedanken drängten sich in zu starker Fülle, waren zu tief herauf gegriffen, um von diesem Audi-

¹⁾ Dieser Aufsatz erschien anonym im Jahrgang 1843 (Nr. 36, 40 und 41) der „Schweizerzeitung“, deren Herausgeber Landammann Baumgartner von St. Gallen war, Reithards Schwager und intimster Freund.

²⁾ Gotthelf stand damals (1836) im neununddreißigsten Lebensjahre.

³⁾ Biziüs war an allen drei zu Burgdorf abgehaltenen Normalkursen (1834, 35 und 36) Lehrer der Schweizergeschichte. Vgl. A. Heuer, Schulgeschichte von Burgdorf. Burgdorf 1874, pag. 48—50.

⁴⁾ „Mitteilungsblatt für die Freunde der Schul-Verbesserung im Kanton Bern“: Nr. 10 (1834), pag. 107; Nachtrag zu Nr. 12 (1835), pag. 195.

torium verstanden zu werden, und sodann wirkte dieses Gefühl entmuthigend, beängstigend auf den Lehrer.

Die strömenden Goldfunken seines Geistes verwirrten sich im vergeblichen Bestreben, Eingang zu halten und Klarheit zu verbreiten in den Köpfen der Zuhörer. So schien Fellenberg Recht zu haben, als er dem emmenthalischen Pfarrer das Lehrtalent abschsprach. Aber Vitzius widerlegte ihn glänzend und siegreich durch seinen „Bauernspiegel“ oder „Lebensgeschichte von Jeremias Gotthelf“¹⁾, welche gleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregte. In diesem Buche vereinigt der Verfasser den tiefsten und zugleich schärfsten psychologischen Blick, eine Kenntniß des Volks, seiner Zustände, Bedürfnisse und Eigenthümlichkeiten in allen Lebenskreisen mit einer Kraft und Gewandtheit der Darstellung, einer erschütternden und überzeugenden Gewalt der Didaktik, daß männiglich davon überrascht wurde. Der Pfarrer von Lützelflüh hatte geredet — und von nun an war sein Wort auch in weitem Kreise ein gewichtiges. Der „Bauernspiegel“, von welchem übrigens ein zweiter Theil¹⁾ in Aussicht steht, bewegt sich — mit Ausnahme der Episode, welche die Begegnisse des Jeremias in französischen Kriegsdiensten erzählt — auf bernerischem Grund und Boden, und schildert mit treuester Wahrheit die Schattenseite des dasigen Volkslebens. Da findet sich denn natürlich viel Eigenthümliches, rein-Bernerisches; aber im Ganzen gilt denn auch hier das Alte: *c'est partout comme chez nous*. Die Krankheiten der jetzigen und der Restaurationszeit haben hier einen Kliniker und Schilderer gefunden, dem kein fauler Fleck entging. Allen seinen Figuren sind Originale gesehen, woher

1) Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst beschrieben. Burgdorf, 1837. Druck und Verlag von G. Langlois. — Zweite, durchgesehene und vermehrte Ausgabe, ebenda 1839.

2) Dieser erschien nicht. Gotthelf scheint ihn geplant und Reithard darüber Mittheilungen gemacht zu haben.

denn auch kam, daß eine Menge armer und reicher Sünder sich schmerzlich getroffen fühlten. Seinen Schilderungen des gesellschaftlichen Getriebes liegt lauter Thatsächliches zum Grunde: die Verwahrlosung der untern Volksklassen und die Quellen und Wirkungen ihres Elendes, die Verbauerung und Versteinerung der hablichen Grundbesitzer, die Windbeutelerei des Krämerthums, die Beutelschneiderei der Rabulisten, der Hochmuth und die Parteilichkeit der alten Landvögte und die Speichelleckerei ihrer Kreaturen, der wachsende religiöse Indifferentismus, die Ueberschätzung, die übertünchte Unwissenheit, die rohe Gewaltthätigkeit, die Sportelfresserei, Aemtlisucht, Vornehmthuerei, Rohheit, Kriecherei, Winkelzüglerei, Genußsucht, Niederlichkeit und andere scharf hervortretende Symptome des heutigen Volkslebens in höheren und niederen Kreisen hat Jeremias Gotthelf mit ergreifenden Worten zu schildern gewußt. Ueberall — und das ist die ernste und durchgreifende Grundidee des Buches — werden diese im öffentlichen Leben sich kundgebenden Erscheinungen auf das häusliche und innere des Einzelnen zurückgeführt, und hier ihre Quellen auf eine ebenso überraschende als durchaus wahre Weise nachgewiesen. Und wie der Leser alle Gestalten leben und in nie verläugneter und zerstörter Eigenthümlichkeit in ihren Kreisen und nach ihren Zielpunkten sich bewegen sieht, so freut er sich auch der Einheit des Gesamtgemäldes, welches, wenn es betrachtet und geistig empfangen ist, als ein lebendiges Ganzes vor seiner Seele steht. Versöhnend leuchtet eine milde, treue, wenn auch unglückliche Liebe durch das furchtbare Düstere, eine schöne Weiblichkeit strahlt, wie ein Weihnachtsengel in der Mitte harter Verhängnisse und Bedrängnisse, und wir freuen uns, an dem Grabhügel, der sich über ihr wölbt, den heimkehrenden Gotthelf weinen zu sehen, wir freuen uns einer Treue, die leider in Israel selten mehr gefunden wird, und jener Kraft und Zartheit der Empfindung, welche gute Naturmenschen weit über die

personifizirten Thränenndrüsen einer gemüthelnden — und weit, weit über die mit glafirtem Kartendeckel geharnischte Treueheit einer abgeschliffenen Zivilisation stellen. So hat der Verfasser weislich dafür gesorgt, daß wir über dem Treiben der bösen Menschheit den Glauben an die gute nicht verlieren; drum hat er auch neben das Bild der Liebe dasjenige der Freundschaft und zum Schlusse einen lieblichen Kreis guter Kinder um das in Schmerz geläuterte und durch Glauben gehobene Gemüth des braven Jeremias hergestellt. — Der folgende Theil soll die Lichtseite des Bauernlebens enthalten¹⁾.

Vizius' zweites Hauptwerk ist: „Schulmeisters Leiden und Freuden“²⁾. Auch dieses Buch erregte billig große Theilnahme; auch es spielt auf Berner Grund und Boden, gewann aber, mit dem gleichen Recht wie der Bauernspiegel, allgemeines Interesse. Es galt da die Darstellung eines Kampfes gegen zweifaches Unrecht: gegen das der Eltern und Obrigkeiten wider die Kultur und gegen das der Lehrer wider ihre angewiesene Stellung begangene, welche eine ebenso bescheidene als bedeutungsvolle sein soll. Die Nachweisung dieser Doppelsünde führte den Verfasser zur speziellen Schilderung des Bildungsstandes und Bildungstriebes (oder vielmehr der schmählichen Stagnation), sowohl des Volkes als der Lehrer; der ökonomischen Zustände der Gemeinden und ihrer Schulmeister und der Ansichten beider über das, was nun im Gebiete des Schulwesens geschehen sollte, nachdem die neue Verfassung die alten Hemmnisse entfernt hatte. Der Schulmeister, der hier (in zwei Bänden) seine Lebensgeschichte erzählt, ist, was man unter einer „guten Haut“ versteht. Er ist Gemüthsmensch, und zwar ein solcher, dem drückende Verhältnisse das Erz des Charakters im Fluß

¹⁾ Siehe pag. 101, Anmerkung 2.

²⁾ Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Erster Theil. Bern, 1838. Wagner'sche Buchhandlung. — Zweiter Theil. Bern, 1839. Ebenda.

erhielten, daß es nie sich härten und gehörig gestalten konnte. Dabei hatte er Liebhabereien, die Geld kosteten, Schulden, welche jene Liebhabereien ihm eingebracht, und überdies ein braves Weib, viele hübsche Kinder und eine Befoldung, deren ein Zufenn sich geschämt hätte.

Es läßt sich denken, daß die Schilderung dieser Individualität, ihrer jammervollen Lage, der Art und Weise, wie sie hineingeraten, und der reichen Quelle des Trostes, aus welcher der arme Gatte und Vater schöpfte, meisterhaft erzählt, und dabei — um mit dem Volke zu reden — das Lüpfllein auf dem J nicht vergessen ist. Und die Schwulität der aufkeimenden Gelehrsamkeit — dieses furchtbare „Konstruiren“ — wie köstlich ist sie geschildert! Und der Schulmeisterstolz hochstrebender Kollegen, die von der Regierung und dem Großen Rathe wie von ihren Knechten reden und die Pfarrer in die eine, das Erziehungsdepartement in die andere Tasche schieben wollen — dabei der Horror vor dem Examen, die Sehnsucht nach Professoreneinkommen und Professorenansehen, — das alles muß gelesen werden! — Die Mittel, deren die Vorsehung sich bediente, den Helden der Geschichte aus dem Strom und Strudel wilder Begehrlichkeit zu retten, war wiederum — wie bei Jeremias — die Liebe eines trefflichen und geliebten Weibes und das herzliche Wohlwollen eines edeln und weisen Mannes (des Pfarrers der Gemeinde), der den Sinn des Gedrückten und Irrenden auf die Bahn des Gott- und edlern Selbstvertrauens lenkte. Dieses Vertrauen wird am Schlusse durch ein bescheidenes Glück gerechtfertigt. Kein wesentlicher Umstand ist in dem Buche übergangen; die Ausflüsse wirkender Ursachen werden von ihrer Quelle bis in die äußersten Fasern hinaus mit Falkenblicken verfolgt und mit großer Lebendigkeit und Treue wiedergegeben; besonders sind die kommunalen Uebelstände, sowie die ihnen theilweise zu Grunde liegenden Staatsgebrehen mit sicherer Meisterhand gezeichnet.

Einzelne Partien, wie z. B. das Kapitel von der Liebe, sind von antikem Schwung getragen, und zeugen von einer Großartigkeit geistiger Anschauung, von einer Tiefe und Fülle der Empfindung und einer sittlich-religiösen Weihe und Innerlichkeit, die der höchsten Vokation gewachsen sind.

Das Gleiche gilt von „Uli, dem Knechte“¹⁾. Dies ist das dritte Hauptwerk unseres Birkius. Es war ein höchst glücklicher Gedanke, das Verhältniß zwischen Meistersleuten und Dienstboten durch ein Volksbuch gehörig zu würdigen, und daß es hier gehörig gewürdigt wurde, wird gewiß Keiner bestreiten, der es mit Kopf und Herz gelesen hat. Wir sehen hier das leibhaftige Konterfei eines jungen, läderlichen, verwilderten, trozigen Bauernknechtes, welcher an der Hand seines tüchtigen Meisters aus dem Sumpfe der Entartung gezogen und zu einem braven Manne gemacht wird. Die Art, wie dies geschieht, der ganze Prozeß der Besserung, ist so sinnig erzählt, so tief gefaßt und in so einfacher, naturnothwendiger Weise entwickelt, daß Verstand und Gemüth gleich befriedigt werden. Wir wünschen dies Buch in die Hand aller Dienstboten und Meistersleute, die noch belehrungsfähig sind. In ihm liegt ein reicher Schatz von Lebensweisheit und jene Fülle geistreicher Beobachtung, die in jedem litterarischen Erzeugnisse des Pfarrers von Säckelfüh zu bewundern ist. Den sogenannten gebildeten Ständen wird und muß dieses Buch, wie überhaupt jedes Gemälde des Volkslebens, das aus der Hand unseres Jeremias hervorgeht, reichen und nachhaltigen Nutzen gewähren, wär's auch nur in der Art, das menschliche Wesen zu beurtheilen, welches mit seinen Vorzügen und Mängeln, mit seiner Philosophie und Thorheit, mit seiner Diplomatie und

¹⁾ Wie Uli der Knecht glücklich wird. Eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute. Zürich und Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Beyer. 1841.

Uebertölpelung, mit den Blüthen zarter und tiefer Empfindung, und mit den schärfften Giften des Neides und Hasses in den untern und untersten Regionen des sozialen Lebens sich ebenso scharf ausprägt, wie in den obersten.

Es dürfte hier am Orte sein, des Vorwurfs der Anstößigkeit und Unanständigkeit zu gedenken, welcher J. Gotthelf — nicht nur von Gegnern, sondern auch von Freunden — gemacht wird. Wir haben diese Seite, obgleich sie auch uns zuweilen widerlich berührte, unserem Volksschilderer nie zum Vorwurf gemacht. Dies könnte nur dann mit Grund geschehen, wenn jene Scenen und Ausdrücke einer infizirten Phantasie und einer innern Freude am Zweideutigen und nicht dem Bestreben entsprungen wären, das Leben zu schildern, wie es ist, und selbst einmal, wie Goethe, den Hexensabbath nicht hinter den Coulißen, sondern auf der Bühne vor sich gehen zu lassen. Gewiß ist in allen Gemälden Gotthelfs kein Zug von Uebertreibung; dennoch muß in Frage gestellt werden, ob es gut war, gewisse Figuren im Schmutzkittel oder gar in völliger Nudität zu malen. Dem genialen Verfasser, von dessen reiner Absicht wir überzeugt sind, wie von unserem Leben, scheint diese Frage selbst zu Herzen gegangen zu sein, und seine neuern und neuesten litterarischen Erzeugnisse beweisen dies; denn Adam's und Eva's Feigenblätter haben sich bereits in ordentliche Tuniken und Inexpressibles verwandelt.

Vielleicht ist zuweilen an Jeremias Gotthelf eine zu reichliche Breite und Ausführlichkeit mit Grund zu rügen. Wir unterscheiden hier vollkommen zwischen jener naiven homerisch-vossisch-goetheschen Detaillirung, welche besonders der Idylle eigenthümliche Reize verleiht, — und jener wiederholenden Minutiosität, welche dem Geiste des Lesers gar nichts zuzutrauen, nichts in ihm vorauszusetzen scheint. Vitruv hat von beiden Sorten, doch von der besseren unendlich mehr, als von der verwerflichen. — Auch darin mag Jeremias zuweilen fehlen, daß

er Anlage und Fortbau zu grandios aufführt und dann das Ende seiner Produktionen zu präzipitirt abdachen muß. Dies ist besonders in den kleinern erzählenden Stücken der Fall, die theils gesammelt (Bilder und Sagen)¹⁾, theils einzeln (Wassernoth im Emmenthal²⁾ und die fünf im Branntwein ertrunkenen Mädchen)³⁾ erschienen sind. Aber in jeder, auch der kleinsten, literarischen Schöpfung unseres Schriftstellers liegt eine Fülle genialer Lichtfunken, die um eine große Hauptidee herum künstlerisch gruppirt und von tiefer psychologischer Anschauung durchdrungen und verbunden sind. Eine höchst bedeutende, vielleicht einzige Erscheinung ist seine „Armennoth“⁴⁾, ein Büchlein von zehn Bogen, in denen aber mehr gesagt ist, als in tausend Quartbänden und Folianten. Keiner — weder Dr. Julius⁵⁾ noch Tocqueville⁶⁾ — hat das Volkseleid, seine Quellen und die Mittel ihm abzuhefeln, so tief gefaßt, so lebendig und eindring-

¹⁾ Bilder und Sagen aus der Schweiz. Erstes Bändchen (Die schwarze Spinne. — Ritter Brandis. — Das gelbe Vögelein und das arme Margritli.). Solothurn, Verlag von Jent und Gafmann. 1842. — Zweites Bändchen (Geld und Geist oder die Versöhnung. — Der Druide.). Ebenda 1843. — Vgl. pag. 108, Anmerkung 4.

²⁾ Die Wassernoth im Emmenthal am 13. August 1837. Burgdorf, 1838. Druck und Verlag von C. Langlois.

³⁾ Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. Eine merkwürdige Geschichte. Bern, 1838. Wagner'sche Buchhandlung.

⁴⁾ Die Armennoth im Emmenthal. Zürich und Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Beyer. 1840.

⁵⁾ Nikolaus Heinrich Julius, Arzt, geb. 1783 in Altona, gest. 1862 in Hamburg. Er edirte: Jahrbücher der Straf- und Besserungsanstalten, Berlin 1829—33 (10 Bände); Nordamerika's sittliche Zustände, Leipzig 1839.

⁶⁾ Alexis Clerel de Tocqueville, französischer Staatsmann und Publizist, geb. 1805 zu Paris, gest. 1859 in Cannes. Von ihm sind hier zu erwähnen: Système pénitentiaire aux Etats-Unis et de son application à la France, Paris 1832 (zwei Bände, mit G. de Beaumont); De la démocratie en Amérique, Paris 1839—40 (vier Bände); Mémoire sur le paupérisme (in: Mémoires de l'Académie de Cherbourg 1836).

lich dargestellt und nachgewiesen. Wir werden wohl später einmal auf dieses goldene Büchlein zurückkommen. — Endlich verdient gewiß auch der „Volkskalender“¹⁾ Erwähnung, in welchem Gotthelf sich als wahrer Volkschriftsteller glänzend beurfundet. Wir rechnen hier einzelne überflüssige Derbheiten und Witzauswüchse ab und weisen im Allgemeinen auf einen Inhalt, in welchem die Gebrechen der Zeit und die Sünden des Volks und seiner Parteiführer unnachahmlich geschildert und mit unbarmherziger Ironie gezüchtigt, dagegen alle bessern Elemente und erhebenden Momente mit hoher Weihe geschildert und die Lehren praktischer Weisheit, ächter Frömmigkeit und Vaterlandsliebe in begeisterter und begeisternder Weise gegeben sind. Dieses letztere Urtheil gilt besonders von seinem bekannten Schützenworte²⁾.

Sehr wäre zu wünschen, Jeremias Gotthelf würde die Mensur seiner litterarischen Waffen mehr über das beschränkte Terrain des Bernergebiets hinausrücken, und Natur, Geschichte und Volksleben der ganzen Schweiz für seine Schildereien ausbeuten, was natürlich dann auch die wohlthätige Folge haben würde, daß der von Vielen, zumal von unsern deutschen Nachbarn, nicht verstandene Berner Jargon wegfiel. Mehrere Versuche, namentlich im Sagengebiets — wir nennen nur den „*Druiden*“ im zweiten Bändchen seiner Bilder und Sagen³⁾ und den „*Letzten Thorberger*“ im Wanderer durch die Schweiz⁴⁾ —

¹⁾ Neuer Berner-Kalender. Ein nützliches Hausbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben auf Anordnung der Bernischen gemeinnützigen Gesellschaft. Bern, gedruckt und zu haben bei C. Käfer. Jahrgänge 1839—44.

²⁾ „Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein.“ Diese auf das eidgenössische Freischießen in Chur (1842) verfaßte Schrift erschien erst ein Jahr nach Reithards Aufsatz im Buchhandel (bei Zent und Gakmann in Solothurn).

³⁾ Siehe pag. 107, Anmerkung 1.

⁴⁾ „Der letzte Thorberger“, Novelle von K. U.; in: „Der Wanderer in der Schweiz und seine Mittheilungen aus dem Auslande.“ Ein

lassen die Meisterschaft ahnen, die er sich auch in diesem weitem Kreise erwerben würde.

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, daß dieser in seiner Art einzige Volksschriftsteller uns noch manche literarische Gabe bescheren möge und ihm auch in weitem Kreise die verdiente Anerkennung werde. Wir nannten Vigiuz „einzig in seiner Art“, und er ist es. Weder Pestalozzi noch Zschokke haben das Volk in der Art aufgefaßt und geschildert wie Jeremias Gotthelf. Bei dem Erstern tritt das Allgemeine, Kommunale und Häusliche in großartigen Kontouren hervor, und das Persönliche ist nur im Dienste dieser drei Lebenskreise profilhaft gezeichnet und theilweise ausgemalt; der Letztere produziert, wenn er für's Volk schreibt, nur erzählende Abhandlungen, zu bestimmten, überall ausgesprochenen sittlichen und gemeinnützigen Zwecken, und läßt die Personen, ohne scharfes Gepräge, ledigerdings für oder gegen diese Zwecke handeln. Vigiuz schildert das Volk, wie es leibt und lebt, und läßt die Handlungen naturnothwendig aus den Personen werden, wie das Leben selber es thut. Jedem Leser, der zugleich Maler von Profession wäre, würde zur Darstellung der handelnden Individuen kein Zug derselben — keinem Psychologen wird zur vollständigen Beurtheilung der innern Zustände der handelnden Personen eine Neigung oder auch Regung des Seelenlebens derselben fehlen; alles Umgebende, das Tote wie das Lebendige, gibt Aufschluß, ist Merkmal, und als solches von Bedeutung.

Seltzam ist, aber sehr bezeichnend für die gegenwärtigen Schicksalspersonen des Kantons Bern, daß eine solche geistige

malerisches Unterhaltungsblatt, herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Literaten und Künstler von J. S. K. Pfyster zu Neuch. VII. Jahrgang, Basel 1840, Heft 2—7. — „Der letzte Thorberger“ erschien übrigens wenige Monate nach Reithards Aufsatz in Buchform (als drittes Bändchen der „Bilder und Sagen aus der Schweiz“).

Potenz, die, wie keine, das Volksschulwesen in der obersten Kulturbehörde zu vertreten vermöchte, nicht nur von derselben ausgeschlossen bleibt, sondern — dem Vernehmen nach — von ihr, die ein tüchtiges Agens so dringend nöthig hätte, bald mit vornehmer Nichtachtung, zuweilen gar mit Feindseligkeit behandelt wird. Jeremias Gotthelf wird sich aber deshalb sehr wohl zu trösten wissen. Eine gerechte Zukunft wird einst seinen Namen mit hohen Ehren nennen, wenn der manches eiteln Emporkömmlings unserer blasentreibenden Gegenwart längst verschollen ist, und sein Genius wird fortwirken, wenn die Spuren einer kleinlichen „Geschäftlimacherei“ längst unter dickem Staub begraben sind. *Invidiam ferre aut fortis aut felix potest.*

* * *

Daß Reithard schon 1843, also nur fünf Jahre nach dem Erscheinen des „Bauernspiegel“, Gotthelf so genau kannte und dessen Wesen und Bedeutung so charakteristisch zu würdigen wußte, findet seine Erklärung nicht allein in seinem in litteris geübten und scharfen Blick, sondern auch in den engen persönlichen Beziehungen, die ihn damals mit Bizius verbanden. Die gegenseitige Bekanntschaft ergab sich von selbst, als Reithard 1835 nach Burgdorf berufen wurde, um die Redaktion des „Bernser Volksfreund“ zu übernehmen, denn Bizius war Mitarbeiter dieses Blattes; er sandte „Artikel in den Volksfreund, die dieser, ihrer starken Sprache wegen, entweder gar nicht oder doch bloß theilweise und gemildert aufnehmen konnte“¹⁾. Der Seelsorger von Lüzelflüh mochte den gescheiten, interessanten und belebten Zeitungsschreiber, der eine erstaunliche Leichtigkeit besaß, Verse zu schaffen, und auch sonst in den Fragen der

¹⁾ Siehe den von Reithard verfaßten Nekrolog Gotthelfs in der „Eidgenössischen Zeitung“ 1854, Nr. 303 und 304.

dichterischen Praxis und Theorie trefflich Bescheid wußte, gut leiden. Reithard wurde ein gern gesehener Gast in Gotthelfs heimeligem Pfarrhause, und häufig kehrte dieser an Markttagen bei Reithard, der im „Einschlag“ zu Burgdorf wohnte, ein, um sich mit ihm über Fragen der Politik, auf welchem Gebiete ihre Anschauungen vorzüglich übereinstimmten, und über solche der Volksbildung und Poesie zu unterhalten. Als einer der wenigen, die Gotthelf in seine schriftstellerische Thätigkeit einen Einblick thun ließ, wurde Reithard in gewissem Sinne dessen litterarischer Mentor. Er erkannte sofort die urwüchsigte Kraft und Genialität, die im „Bauernspiegel“ verborgen war, und veranlaßte Bizius zu dessen Drucklegung; mit ihm besprach Gotthelf hin und wieder die äußere Gestaltung und Disposition seiner ersten Werke. Freilich konnte es nicht lange dauern, bis er über seinen acht Jahre jüngeren Genossen völlig hinausgewachsen war. Einen Jeremias Gotthelf, der Andere um Rath fragt, können wir uns in der That nicht wohl vorstellen; denn darin liegt wohl ein guter Theil seiner überragenden Größe und Eigenart, daß er, unbekümmert um ästhetische Konventionen, nur der Stimme seines Genius, nur den gewaltjam hervorbrechenden und nach einer Auslösung stürmisch verlangenden Gedanken Gehör schenkte.

Wie hoch Bizius im Uebrigen das Urtheil Reithards schätzte, vermag uns auch der gegenseitige Briefwechsel, so lückenhaft er erhalten ist, zu zeigen. Reithard siedelte nämlich im Januar 1840 als Schulinspektor des Kantons Glarus nach Mollis und Ende 1842 nach Zürich über. — Im Jahr 1847 rissen geringfügige Ursachen und unglückliche Mißverständnisse dieses schöne Freundschaftsband entzwei, und den Platz, welchen Reithard bei Gotthelf innegehabt hatte, nahm nun endgültig Abraham Emanuel Fröhlich ein. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese wenig erquicklichen Dinge einzutreten.

Zum Schluß mögen noch zwei unferen Essay über Gotthelf betreffende Briefstellen Platz finden. Reithard macht Vikius in einem Schreiben vom 20. April 1843 mit folgenden Worten auf ihn aufmerksam: „Daß ich aber, wenn ich Ihnen auch nicht schrieb, doch von Ihnen schrieb und folglich auch an Sie dachte und in Liebe an Sie dachte, davon mögen Sie sich durch die Schweizerzeitung überzeugen, in deren Galerie schweizerischer Schriftsteller ich Sie voranstellte. Es wäre in der That schade, wenn Sie diese Charakteristik Ihrer Schriften und überhaupt Ihres litterarischen Wirkens nicht gelesen haben sollten. Sie geht durch vier¹⁾ Nummern des gedachten Blattes. Sie werden freilich auch Tadel finden, aber Freundestadel, Tadel, der auf der Basis der herzlichsten Anerkennung ruht.“ — Und Vikius dankt Reithard in einem vom 11. Juni des nämlichen Jahres datirten Briefe folgendermaßen: „Ihre Recension in der Schweizerzeitung hat mir das Blut in's Gesicht getrieben. Sie meinen es wirklich zu gut, und stellen mich zu hoch. Eine gewisse Frische wahrscheinlich besticht Sie. Unsere neuen Schulmeister würden meine Bücher verächtlich Naturprodukte nennen im Gegensatz von Kunstprodukten. A propos jüngst verglich einer Schmied und Schlosser mit einander und sagte unter Anderem: Schmied und Schlosser sind beide Naturprodukte, theilweise durch Gott und theilweise durch die Natur hervorgebracht. — Dieser Leute wegen und auch unser[er] immer frömmer werdenden jungen Geistlichkeit, welche mich als einen Unchristen verschreit, freute mich die Anerkennung. Es ärgert sie, daß noch etwas Anderes als Traktätlein auf das Volk wirken sollen.“

1) Es sollte heißen: „drei Nummern“. Vgl. pag. 100, Anmerkung 1.

II.

Erinnerungen an Dr. Karl Rudolf Tanner.¹⁾

Geb. 10. August 1794, gest. 8. Juli 1849.

Es war im Spätsommer 1847, als ich Tanner zum letzten Mal sah. Er kam von München, wo er seine Freunde Amsler²⁾ und Güll³⁾ besucht hatte, und da er sich in Zürich nur wenige Stunden aufhalten konnte, hatte er mich schon vorher brieflich zu sich in den Gasthof beschieden. Unser Stelldichein fiel anf einen Sonntag nach dem Morgengottesdienste. Als Tanner in seinem leinenen Reisefleide in den comfortabeln Spiegelsaal trat, beachteten die anwesenden Gäste die schlichte, naive Erscheinung bloß, um ihr stillschweigend die Frage zu stellen: Wie kommst du herein und hast kein sonntäglich Kleid an? Tanner nahm hievon nicht die mindeste Notiz, schüttelte mir in heiterer Freude die Hand und lud mich sogleich ein, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen.

Er hatte sehr gealtert. Sein Haar war grau, sein Antlitz furchig geworden, aber sein Blick hatte die frühere Tiefe und Innigkeit, sein: „Wie geht's, Fründ?“ den alten, traulichen Ton behalten. Bald steuerten wir mit vollen Segeln auf den Fluthen der Poesie. Er trug die letzte, schriftlich vielfach vermehrte und

¹⁾ Aus: „Neue Illustrierte Zeitschrift für die Schweiz“. Band III (St. Gallen 1851), Nr. 3, pag. 18 ff. — Dieser die Unterschrift „Reithard“ tragende Aufsatz blieb vollständig unbeachtet; er fehlt sogar in A. Schumanns sorgfältigem Verzeichnis der Schriften von und über Tanner (Aargauische Schriftsteller. Erste Lieferung, Aarau 1888, pag. 35 f.).

²⁾ Samuel A. Amsler von Schinznach, der berühmte Kupferstecher, 1791—1849.

³⁾ Friedrich W. Güll, deutscher Kinderliederdichter, geb. 1812 in Ansbach, gest. 1872 in München.

verbesserte Ausgabe seiner „heimatlichen Bilder und Lieder“¹⁾, dick mit Schreibpapier durchschossen, bei sich, las mir daraus vor und wiederholte die Winke und Vorschläge Gülls, dessen Kritik er sie unterworfen hatte. Dann wurden die Beiträge zu den „Alpenrosen“²⁾ ausgewählt und nochmals streng durchmustert: „Ist das gut gesagt, Fründ? Ist es verständlich? Was sagen Sie dazu? Aendern Sie nach Belieben!“

Raum lebte je ein bescheidenerer, gegen sich selbst strengerer Dichter, als Tanner. Er wußte, daß Viel und Schönes in seinen Liedern war, aber von ihnen befriedigt war er selber nie. Noch unterm 30. Juni [1849], eine Woche vor seinem Tode, schrieb er mir hinsichtlich seiner Gedichte: „Bezüglich des ganzen Büchleins bitt' ich Sie um Vorschläge und Endvorschläge und zwar bald; denn meine schwere Krankheit dauert noch fort und auf wie lange? Jedenfalls möchte ich vor ungewissem Tode mein Liebstes erst heimgesungen haben“. Er hatte mir nämlich gegen Ende Mai seine sämtlichen Gedichte und Manuskripte zugesandt mit den Schlussworten: „Leben Sie also wohl und empfangen Sie mein Höchstes im Leben, mein Büchlein, als Probe höchsten Zutrauens!“

Dieses Büchlein ist der sprechendste Beweis des Ernstes, mit welchem Tanner seine Dichteraufgabe gefaßt hatte. Die meisten Lieder sind auf's Strengste durchkorrigirt und zuweilen mit merkwürdigen Varianten versehen, die einen tiefen Blick in die Werkstätte dieses schöpferischen Geistes thun lassen. Eine

¹⁾ Heimatliche Bilder und Lieder von Karl Rudolf Tanner. Ausgabe letzter Hand [=Fünfte Auflage], vermehrt und vermindert. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller, 1846.

²⁾ Gemeint sind die „Neuen Alpenrosen“, herausgegeben von Reithard, [Erster Jahrgang], Zürich und Frauenfeld 1848, woselbst sich Tanners Beiträge pag. 433—37 finden. — Auch der zweite Jahrgang dieses Almanachs (1849) enthält Gedichte Tanners (pag. 169—175).

Anzahl ist, nach vergeblichen Versuchen, sie befriedigend zurecht zu feilen, ganz gestrichen. Eine beträchtliche Summe neuer hat sich zu den alten gefellt. Ueberall dasselbe Verständniß der Symbolik der Natur; überall dasselbe Streben, die empfangenen Bilder und Gedanken in gedrängter Kürze und lieblicher Form wiederzugeben.

Tanners Dasein ging keineswegs in seinem dichterischen Streben auf; er hatte seine sehr praktischen Seiten, zumal auf dem Gebiete der Politik und der Rechtswissenschaft. Doch immerhin war seine Natur eine vorherrschend poetische — so vorherrschend, daß sie sich selbst nicht immer auf dem Richterstuhl und hinter Alfenbergen, noch weniger aber in den Regionen der Politik, im Großrathssaale und an öffentlichen Versammlungen verleugnen konnte. Man hat von achtbarer Seite den Politiker und Juristen in ihm über den Dichter zu stellen gesucht, aber unseres Ermessens sehr mit Unrecht. Tanner war Zoll für Zoll ein Dichter; die Poesie war die Sonne, welche sein vielseitiges Wissen überstrahlte und durchdrang; sie war die Quelle, an der er Labung holte, wenn die Dürre des Philistertums in seine Kreise brach — kurz, seine Lieder waren von Allem, was sein Genius erzeugte, nach seiner selbsteigenen, wohlberechtigten Aeußerung sein „Höchstes“. Mit Rührung lesen wir die Schilderung seiner inneren Berufung und seines unendlichen Drangs in dem wunderlieblichen, tiefsinnigen Liede „Mein Singen und Dichten“¹⁾:

¹⁾ Alpenrosen auf das Jahr 1850, herausgegeben von A. G. Fröhlich, Ser. Gotthelf, R. N. Hagenbach, Ed. Döffel, J. J. Reithard, B. Heber u. a. Aarau und Thun, bei J. J. Christen, pag. 136 f. — Die in diesem von A. G. Fröhlich redigirten Almanach mitgetheilten Gedichte Tanners (pag. 136—144) waren ursprünglich für den dritten Jahrgang von Reithards „Neuen Alpenrosen“ bestimmt, der aber nicht zu stande kam.

Ich habe schon oft ja gesungen
Und werde des Singens nicht satt:
Daß ohne den Frieden von oben
Meine Seele den Frieden nicht hat.
Sie wacht nicht, doch naht ihr kein Schlummer,
Sie ringt, und nicht endet ihr Streit;
Trüb schaut sie hinab in den Kummer
Und weint, mit sich selber entzweit.

Ich habe schon oft ja gedichtet
Und werde des Dichtens nicht satt:
Mein Herz ohne Grüße des Himmels
Ist eine verwaifete Statt;
Es schleichen nur Tote darinnen,
Kein Lieben entbietet Bescheid —
Und naht es in schaurigen Sinnen,
Sieh hin dich im eigenen Kleid!

Drum, Gott, laß mich dichten und fingen,
Verleihe Gedicht und Gesang:
Weg, weg soll die Seele sich schwingen,
Hier weg, wo es öde und bang!
Du Seele, erlangst ja den Schlummer
Bei Ihm in der Höhe allein —
So zieh denn aus Nacht und aus Kummer
Hell singend zur Seligkeit ein!

So ist's! Der Dichter, zumal der Lyrische, ist in der Regel ein Sohn der Schmerzen. Jeden Augenblick faßt ihn die Wirklichkeit mit rauhen Händen und sucht ihn der Wahrheit zu entreißen. Aber jeder Druck erzeugt auch ein neues Lied, einen melodischen Seufzer, der in der Brust der bessern Menschheit wiederklingt und von einer Zeitwelle der andern zugetragen wird. Die Perle ist ja auch das Erzeugniß eines Leidens, gleichsam der durch Schmerz entstandene und gerundete Extrakt eines edlern Seins! In solcher Stimmung mußte Tannner wohl „aus seiner Amtsstube“¹⁾ fingen:

¹⁾ „In der Amtsstube“, Alpenrosen auf das Jahr 1850, pag. 141.

Öffnen Fensters sitz' ich da, —
Tausend Fliegen summen nah,
Tausend Schwalben mit Gerüfte
Schwimmen durch das Blau der Lüfte;
Und das selige Gewirre
Lockt mein Denken in die Irre.
Durch Geschäftigkeit gebunden,
Hab' ich hier mich eingefunden;
Aber süß ist's hinzuschielen
So in's Freie nach Gespielen.

Wie er zu dieser Amtsstube kam? — Gewiß wäre ihm, obgleich er von großen Ideen bewegt und sich eines starken Maßes von Thatkraft bewußt war, ein Waldhaus lieber gewesen und hätte er unendlich lieber in Baum- als in Aktenblättern gelesen; was auf jenen geschrieben stand, hatte sein Genius — was diese enthielten, sein Fleiß ihn gelehrt. Ueberschauen wir in Kürze seinen Lebensgang.

Sein Vater war Pfarrer zu Deutwyl im Aargau. Seine Mutter verlor er schon im sechsten Jahre; eine Stiefmutter trat an ihre Stelle Ob die Muse ihm schon damals in der Sehnsucht nach der Geschiedenen erschien, weiß ich nicht; das hingegen ist mir bekannt, daß, als sein Vater zehn Jahre später der Mutter in's Grab folgte¹⁾, Karl Rudolf, trotz der Stellvertreterin der Letztern, ein vollkommen verwaister Knabe war. Auf diesem Boden, der zwischen zwei geliebten Gräbern lag, mag der empfindsamen Natur sich zuerst die blaue, thauvolle Blume jener wehmüthigen Lyrik entfaltet haben, die sie während seines ganzen Lebens mit großer Sorge und Innigkeit pflegte. Nach dem Tode seines Vaters, der den Grund zu seines

¹⁾ Johann Rudolf Tanner, der Vater des Dichters, ist nicht, wie Meithard hier nach der gewöhnlichen Annahme angibt, 1810, sondern erst 1813 als Pfarrer zu Schinznach gestorben. Vgl. Schumann a. a. O., pag. 36, Anmerkung.

Sohnes wissenschaftlicher Bildung gelegt, trat dieser als Zögling in die Aarauer Kantonschule, welche unter Evers' ¹⁾ trefflicher Leitung damals einen europäischen Namen genoß, und ging dann, nachdem er den Unterricht in dieser Anstalt mit bestem Erfolg benutzt, in das Carolinum zu Zürich über. Hier bildete er sich in Philologie und Philosophie weiter aus, ohne jedoch hinsichtlich seines künftigen Berufes zunächst mit sich selber in's Reine gekommen zu sein. Die wahre Vokation fühlte und erkannte er schon; aber der Dichter als Dichter hat ja keine Berechtigung im praktischen Leben, wenn — was in der Regel der Fall ist — das Schicksal ihm keine Reichthümer in die Wiege legte. So entschied sich denn Tanner, nachdem er lange zwischen Rechtswissenschaft und Theologie geschwankt hatte, endlich für die erstere und bezog nun die Hochschule von Heidelberg, dann diejenige von Göttingen, wo er den Grad eines Doktors beider Rechte mit Auszeichnung erwarb.

Die akademische Bürgerschaft Deutschlands schwärmte damals für Kaiser Karl den Großen und Friedrich Barbarossa; die Schwälder rauchten, besonders aber der verhängnisvolle Birnbaum auf dem Walserfelde ²⁾ und der Ahorn von Truns; Luther

¹⁾ Ernst August Evers von Hannover (geb. 1779, gest. 1823) war 1804—16 Rektor der aargauischen Kantonschule.

²⁾ Ueber die Sage, auf die Reithard anspielt, vgl. „Deutsche Sagen“, herausgegeben von den Brüdern Grimm, I. Band, 2. Auflage 1865, pag. 26 f.: „Bei Salzburg auf dem sogenannten Walserfeld soll dermal einst eine schreckliche Schlacht geschehen, wo alles hinzulaufen und ein so furchtbares Blutbad sein wird, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in die Schuhe rinnt. Da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden. Auf diesem Walserfeld steht ein ausgedorrter Birnbaum zum Angedenken dieser letzten Schlacht; schon dreimal wurde er umgehauen, aber seine Wurzel schlug immer aus, daß er wiederum anfing zu grünen und ein vollkommener Baum ward. Viele Jahre bleibt er noch dürr stehen; wann er aber zu grünen anhebt, wird die gräuliche Schlacht bald eintreten, und wann er Früchte trägt, wird sie anheben.“

erschien und ängstigte den Teufel auf der Wartburg zum zweiten Male; durch die deutsche Luft brausten Gutten und Sickingen — dieser die Feder in der Hand, jener auf dem Eisenhut; der Kyffhäuser öffnete, der alte Kaiser schüttelte sich und nahm Follen's¹⁾ Gestalt an; es war eine schöne, reiche, phantastische Zeit — für einen Poeten extra geschaffen. Damals sang Wackernagel von einer „Schweiz“, die so groß werden müsse, daß der Brocken mitten drein zu stehen komme²⁾, und der alte Arndt fragte, in die Harfe stürmend: „Wo ist des Deutschen Vaterland?“ — Diese Zeit faßte auch Tannner gewaltig; sie warf ihn in die politische Strömung, auf welcher er unablässig forttrieb.

Dann wird der Baiersfürst seinen Wappenschild daran aufhängen und Niemand wissen, was es zu bedeuten hat.“ — Eine andere Version der Sage läßt Kaiser Karl den Großen, der in dem beim Walsersfelde gelegenen Untersberg, dem süddeutschen Kyffhäuser, bis zu des alten Reiches Neugeburt träumt, zur Zeit, da sein Bart dreimal rund um den Tisch gewachsen sein und zugleich der Birnbaum abermals grünen und Früchte tragen wird, mit seinen Scharen hervorbrechen, seinen Schild am Baume aufhängen und als Sieger aus der blutigen Entscheidungsschlacht hervorgehen. Vgl. F. Zöhner, Oesterreichisches Sagen- und Märchenbuch, dritte Auflage, Wien und Teschen [1902], pag. 104 f. — Der mythische Birnbaum wurde im Jahr 1872 von muthwilliger Hand gefällt.

¹⁾ A. G. Follen (1794—1855) wurde in seiner Studentenzeit, während welcher er einer der Hauptvertreter der deutschen Burschenschaft war, wegen seiner imponirenden Erscheinung scherzweise „der deutsche Kaiser“ genannt; noch in den vierziger Jahren versahen ihn Zürcher Karrikaturen mit einem kaiserlichen Ornate.

²⁾ In Follens „Harfengrüßen aus Deutschland und der Schweiz“ (Zürich 1823) theilte Noßlieb Wackernagel (pag. 105—12) drei Gedichte mit, denen er folgende Strophe als Motto vorausstellte:

Das sind wohl schöne Sagen,
die lange, lange gehn:
daß in dereinsten Tagen
der Brocken mitten in der Schweiz soll stehn.

Mit dem verdeutschten Vornamen „Noßlieb“ stellte sich der 23jährige Philipp Wackernagel von Berlin, der nachmals berühmte Hymnologe (gest. 1877 in Dresden), dem Publikum vor.

Er blieb ein Schweizer, aber ein deutscher Schweizer ganz und gar; als solcher fuhr er fort, für Deutschlands Einheit zu schwärmen, und hielt dafür, daß die nationale Einigung der Schweiz hierzu das Signal geben müsse. Für diese wirkte und strebte er von nun an mit unentwegtem Eifer; seine poetische Natur ließ ihn, im unverrückten Streben nach seinem Ziele, zuweilen das Parteilicht als die Centralsonne erscheinen, und wohl nicht selten hielt er den Widerstand seiner Gegner für ein himmelschreiendes Unrecht, obgleich es im Grunde nur Nothwehr war. Aber gut meinte Tanner es immer; bedeutende Menschen sind selten ohne bedeutende Leidenschaften, und Tanner war ein bedeutender Mensch.

Zur praktischen Einübung in den Advokatenberuf trat Tanner bei seiner Rückkehr aus Deutschland in das Bureau des Fürsprechers Koch¹⁾ in Bern, der später Obergerichtspräsident wurde. Koch — so schmähtlich er später geschmäht und verleumdet wurde — war einer der ächtesten Patrioten der Neuzeit. Es gab anno 1798 einen jungen Artillerielieutenant, welcher, als die Franzosen ihre Kugeln voranschickten und die ärgsten Berner Schreier davon liefen, ruhig bei seiner Kanone stehen blieb, den Paß von Neueneck zu vertheidigen und den Feind zurückzuwerfen. Er rauchte aus einer kurzen Pfeife. Da kam eine blaue Bohne und zerschmetterte ihm den Pfeifenkopf am Munde. Ein anderer hätte unter solchen Umständen auch den Stummel fahren lassen. Nicht so der Lieutenant; der hielt den Rest seiner Pfeife gemüthlich zwischen den Zähnen fest und fuhr fort, zu laden und loszubrennen. Sein Beispiel wirkte ermutigend auf viele seiner Kameraden — genug, die französische Ueber-

¹⁾ Karl Koch, geb. 1771 in Thun, gest. 1844 in Bern. Vgl. „Neue Helvetia“, eine schweizerische Monatschrift. Zweiter Jahrgang, Zürich 1844, pag. 587—90.

macht wurde siegreich zurückgeschlagen, und der Lieutenant, der noch immer den Stummel zwischen den Zähnen festklemmte, war der spätere Oberst und Obergerichtspräsident Koch, dessen ruhige, gehaltene Persönlichkeit auf Tanner einen bleibenden, wohlthätigen Einfluß übte.

Sein eigenes Wirken als Rechtsanwalt begann Tanner nach wohlbestandener Prüfung anno 1819. Bald erfreute er sich eines großen Zuspruchs. Fünf Jahre später ward er in das Aarau'ers Bezirksgericht und 1826 zum Amtsstatthalter und zum Vizepräsidenten jenes Tribunals erwählt. Allein die Abhängigkeit der Gerichte von der höchsten administrativen Behörde des Kantons bewog, zumal nach dem Eintreten eines besondern Falls, welcher das Bezirksgericht Aarau betraf, den feurigen Mann, von seinen Amtsstellen zurückzutreten, seine frühere Freiheit wieder zu gewinnen und von nun an mit vermehrtem Eifer der engern und weitem Heimat andere Verhältnisse vorbereiten zu helfen. In diesem Sinne wirkte er bei jeder Gelegenheit, namentlich auch als Mitglied des Sempachervereins, den er hatte stiften helfen; noch heute ist eine Rede, die er auf der Ufenau¹⁾ hielt, in frischem Andenken.

Daß Tanner, als im Jahre 1830 das System zum Durchbruch kam, dessen Sieg er schon so lange gewünscht und angestrebt, sich als einen der entschiedensten und thätigsten Gegner der alten Regierung bewies, ist natürlich, und es wird selbst nicht auffallen, wenn wir beifügen, daß sein Eifer sich mit Bitterkeit mischte. Und doch hatte sicherlich die Regierung des Aargaus unter Herzog²⁾ eine Menge unbestreitbarer Verdienste,

¹⁾ Der im Jahr 1821 gegründete Sempacherverein hielt am 2. Oktober 1822 seine Jahresversammlung auf der Ufenau ab; auch A. G. Fröhlich hielt damals einen Vortrag (über Hutten).

²⁾ Johannes Herzog von Effingen (geb. 1773, gest. 1840), war 1819—30 Bürgermeister (d. i. Regierungspräsident) des Kantons Aargau.

wenn auch eine leise Sinneigung zu aristokratischen Formen eben nicht zu verkennen war. Genug, Tanner war einer der entschiedensten Aufmahner der Lenzburger Versammlung (September 1830), einer der heftigsten Redner an der Wohlenschwiler Volksversammlung und nahm sodann auch an der Rekonstituierung des Kantons als Mitglied des Verfassungsrathes lebhaften und einflußreichen Antheil. Von der Gemeinde Kirchberg, die ihm bis zu seinem Tode treu blieb, ward er 1831 in den großen Rath und dann von dieser Behörde zum Mitgliede und Präsidenten des Obergerichts erwählt, in welchem Amte er mehrmals einer Erneuerungswahl unterworfen und stetsfort bestätigt wurde. Auf den Tagfajungen 1831 und 1832 vertrat er den Stand Aargau mit Würde und wirkte in dieser Stellung wesentlich zur Entwerfung einer neuen Bundesakte mit, welche jedoch bei der ersten Probe (d. h. bei der Abstimmung im Kanton Luzern) Schiffbruch litt. Diese Niederlage steigerte die Heftigkeit seines Wunsches so sehr, daß der von Natur milde und liebevolle Mann in einen glühenden Haß wider seine politischen Gegner überging und selbst einen erprobten Freund, der diesen Haß nicht theilte, nur schwer von einem Jesuiten oder Apostaten unterschied. Darum auch begrüßte er die Freischarenzüge mit Begeisterung und den Sonderbundskrieg als die Morgenröthe einheitlicher schweizerischer Existenz — und als endlich die lang ersehnte neue Bundesverfassung entworfen war, eilte er mit unaussprechlicher Freude gen Bern, um als Mitglied des Nationalrathes an der Beratung des Entwurfs Theil zu nehmen. Dort aber mag — gewissen Persönlichkeiten und Erfahrungen gegenüber — wohl manche Illusion geschwunden sein, manche schöne Hoffnung [Schiffbruch] gelitten haben. Er zog sich inniger denn je auf sein „Büchlein“ zurück, feilte, dichtete und berieth sich mit seinem Freunde Augustin Keller¹⁾, der ihm in Bern gegenüber wohnte und den er zu-

¹⁾ Augustin Keller, der bekannte aargauische Seminardirektor und Staatsmann, 1805—83.

weilen in seiner naiven, kindlichen Weise über die Gasse hinüber zu sich einlud: „Chumm, Fründ!“ rief er eines Sonntag Morgens, „i han en Gedanke!“

Als im Frühling 1849 der Nationalrath in Bern wieder zusammentrat, fühlte Tanner sich schon merklich angegriffen. Nur wenigen Sitzungen vermochte er noch beizuwohnen; dann nahm sein Uebel eine ernste Wendung, und die Ahnung des verhängnißvollen Ueberganges von Hier zum Dort trat ihm nah. Zuweilen übernahm es ihn wehmüthig, daß er schon scheiden sollte. Aber er ward des Gedankens Meister und sang ¹⁾:

Ist mir doch, ich müsse weinen,
So umwölket ist das Herz; —
Gott, ich danke all dem Deinen
Und so dank' ich für den Schmerz!

Als er, von Bern in seine traute Heimat flüchtend, die Schwelle seines Hauses betrat, erkannte ihn sein jüngstes Kind nicht wieder — so entstellend hatte Todesnähe ihn schon umhaucht. Wo der Vater sei? fragte es ihn; es habe geglaubt: der Vater komme! — Er seufzte und legte sich nieder. . . . Bald darauf waltete großer Jubel in Aarau. Das eidgenössische Schützenfest war mit seiner Herrlichkeit eingezogen. Tanner, an sein Lager gefesselt, lebte im Geiste das heitere Treiben mit, wenn nicht die Qual seiner Krankheit (Herzbeutelwasserfucht) ihn zu hart beengte und bedrängte. Dem Einzug der Schützen sah er, am Fenster sitzend, noch selber zu; als aber nach vollendetem Schießen die festlichen Scharen in geordneten Reihen durch die Stadt wallten, kamen sie an einem Hause vorbei, dessen Fenster verhüllt waren, wie thränenmüde Augen: es war das Haus Karl Rudolf Tanners, der in der Sonntagsnacht des 9. Juli

¹⁾ „Berklärung durch Thränen“, Alpenrosen auf das Jahr 1850, pag. 138 f.

ruhig, ja unbemerkt vollendet hatte. Seine Seele war, wie ein verspäteter Renzhauch, leise, leise in ein besseres Land hinübergeeilt, und als die treue Gattin, die liebevolle Gefährtin seines tiefen und bewegten Lebens, nach ein paar Augenblicken Abwesenheit, in's Krankenzimmer zurückgekehrt war und sich über ihn neigte, war aus dem sanft Schlummernden ein Hinübergeschlummerter geworden. Der Ausdruck schmerzlichen Lächelns lag in seinen bleichen Zügen.

Tanner war ein gläubiges Gemüth. Ihn trieb und er verstand es, überall die Gedanken Gottes aus der Natur herauszulesen und die höhern und höchsten Beziehungen in derselben aufzufinden und im Liede darzustellen. Er verwarf dabei allen blendenden Redeschmuck und befließ sich derselben Einfachheit, die seine äußere Erscheinung charakterisirte. War er an geregt und aufgelegt, so dichtete er leicht, unterwarf dann aber — oft nach Jahren — sein poetisches Produkt einer unbarmherzigen Selbstkritik. So kunstlos seine Lieder scheinen, sie zeigen dem prüfenden Beschauer in ihrer großen Mehrzahl jene Kunstgewandtheit und Einsicht, die den Stoff zu meistern, die Farben und Töne zu vertheilen, die Klimax aufzusparen, die Points am rechten Orte anzubringen weiß. In jedem seiner Lieder sieht man einen ausgebildeten, durchgeführten Gedanken. Keines ist bloß die Wirkung einer Stimmung, die, wie dies bei so vielen Singvögeln der Jetztzeit gebräuchlich, sich von vorneherein durch den Zufall bedienen läßt, der ihren Inspirirten die Schnäbel öffnet, die Federn schüttelt und ihnen jedes Überdenken, jede Disposition zum Gräuel macht.

Man hat aus dem Umstande, daß Tanners Ruhm trotz seines vieljährigen Dichtens kein sehr weit verbreiteter ward, auf eine geringe Begabung schließen wollen. Hierauf erwidern wir bloß, daß Tanner in seiner fast maßlosen Bescheidenheit alle jene bekannten Mittel verschmähte, durch welche man sich

beim größern Publikum introduziren kann. Selten oder nie erschien ein Gedicht von ihm in einer deutschen Zeitschrift; ¹⁾ nirgends findet sich etwas Namhaftes in einem Almanach ²⁾ (erst in den letzten Jahren schmückte er die „Elässischen Neujahrsblätter“ ³⁾ und die „Neuen Alpenrosen“ mit feinen Liedern); nie trug er in einem größern Zirkel die Findex seiner tiefsten Seele zur Schau. So kam es, daß seine „heimatlichen Lieder“ viele Leser fanden — (ist doch die vierte ⁴⁾ Auflage derselben schon vor Jahren erschienen) — ohne daß er darum in die Menge dringen und einen Namen gewinnen konnte, wie er ihn verdiente. Ueberdies leidet das größere Publikum, in Folge der Matthison'schen Lyrik, immer noch an einigem Wassergeschmack und geschwächtem Magen; jenes Genre gilt ihm stets noch als Norm, und ihm wollen Lieder nicht recht behagen, in denen die Aufforderung liegt, den Diamant aus der Tiefe zu holen.

Hoffentlich wird die fünfte ⁵⁾ Auflage der Tanner'schen Lieder, welche der sel. Verfasser noch bei Lebzeiten mit großer Sorgfalt und Liebe vorbereitete, nicht lange auf sich warten lassen. Sie wird das beste Denkmal des Dichters und um so lieber gesehen sein, da er sich's in ausspruchloser Stille selber baute.

* * *

Wann Tanner und Reithard sich kennen lernten, ist mir

¹⁾ Die „Moosrosen“, Taschenbuch für 1826, herausgegeben von Wolfgang Menzel (Stuttgart), und das „Morgenblatt für gebildete Stände“ 1832 (Stuttgart, Cotta) enthalten Gedichte von Tanner.

²⁾ Es scheint Reithard entgangen zu sein, daß die „Alpenrosen“ auf die Jahre 1815, 1819, 1820 und 1822, sowie die „Alpina“ (Solothurn 1841) von Tanner mit Beiträgen bedacht wurden.

³⁾ und zwar die Jahrgänge 1845—48 (Basel, Schweighauser).

⁴⁾ Vierte Auflage. Aarau, bei H. R. Sauerländer, 1842. — Über die Ausgabe letzter Hand vgl. pag. 114, Anmerkung 1.

⁵⁾ Es sollte heißen „sechste Auflage“. Sie kam nie zu stande; vgl. pag. 127.

nicht bekannt. Das aber läßt sich nachweisen, daß der seit Ende der dreißiger Jahre konservative Reithard mitunter bittere Worte über des erstern politisches Wirken geschrieben hat¹⁾. Späterhin knüpfte die Poesie ein Band zwischen den beiden Männern. Reithard ersucht Tanner in einem vom 3. Juni 1847 datirten Brief um Beiträge für seine „Neuen Alpenrosen“: „[Diese sollen] ein eigentlicher Dichtersaal sein und alle ächten poetischen Kräfte unseres Vaterlandes vereinigen. Sie dürfen uns daher nicht fehlen, und ich richte somit die höfliche und dringende Bitte an Sie, uns noch im Laufe dieses Monats mit einigen Gaben Ihrer reichen und tiefen Muse gefälligst beschenken zu wollen. — Von politischen Parteistellungen nehmen wir nicht die mindeste Notiz und halten dafür, daß es wahrhaft schmäzlich wäre, wenn selbst die S ä n g e r sich nicht in einem höheren Tone einigen könnten, und wahrhaft traurig, wenn ihr einträchtiges Zusammensingen nicht auch zur Befänstigung der so vielfach Mißstimmten und mit einander Maulenden beitragen könnte.“

Persönliche Zusammenkünfte vertieften in den folgenden zwei Jahren das gegenseitige gute Einvernehmen, und es ist, als ob der Bruch mit Bizius und Fröhlich, der als früherer Herausgeber der „Alpenrosen“ Reithards diesbezügliche Bestrebungen kalt zu stellen suchte, indirekt dessen Beziehungen zu Tanner zugute kam.

Ich theile im Folgenden noch die Antwort mit, welche ihm Reithard am 6. Juli auf die in unserem Aufsatz citirte Briefstelle²⁾ gab: „Hier Ihre lieblichen und sinnreichen Gedichte. Möchten Sie heilenden Balsam aus denselben schöpfen und noch eine lange Reihe poetisch fruchtbarer Jahre! Sie haben recht,

¹⁾ Vgl. namentlich sein anonym erschienenes „Wort eines Protestanten aus dem Kanton Zürich über die aargauischen Zustände“. Luzern, 1844.

²⁾ Vgl. pag. 114.

großen Werth auf das Buch zu legen. Dieses Buch wird einst — in hoffentlich fernen Tagen — Ihr schönstes, Ihr dauerndes Grabmal sein. Alles beugt sich dem Spruch: *res humanae fragiles caducæque sunt!* — nur das Wort des Dichters nicht“.

Reithard hatte im Sinn, Tanners Bild und Lebensbeschreibung an die Spitze des dritten Jahrgangs seiner „Neuen Alpenrosen“, den er im Sommer 1849 vorbereitete, zu stellen, doch kam dieser aus verschiedenen Gründen nicht zu stande¹⁾. Und auch sonst gelangte Reithard damals nicht dazu, zu Ehren des verstorbenen Freundes öffentlich das Wort zu ergreifen. Er schreibt darüber an Eduard Dörfel (Brief vom 25. Oktober 1849): „Es schmerzte mich schon, daß nach Tanners Tode ich, der ich so sehr das Vertrauen des Geschiedenen genoß, bei der Ordnung seiner litterarischen Hinterlassenschaft, sowie bei der Abfassung seines Nekrologs, so ganz übergangen wurde, obgleich Tanner noch mit sterbender Hand mich um beides ersucht. . . Nach seinem Tode erneuerte die Wittwe dies Anerbieten, und ich freute mich herzlich, unserem ausgezeichneten Dyrker ein würdiges Denkmal setzen zu können, und zwar mit einer Berechtigung, die der Hingeshiedene mir selbst übertragen hatte.“ — Den Plan, eine mit Bild und Biographie versehene Gesamtausgabe von Tanners Gedichten herzustellen²⁾, mußte Reithard ebenfalls aufgeben, offenbar darum, weil die fünfte Auflage nur wenige Käufer gefunden hatte. So sind die im Vorhergehenden abgedruckten „Erinnerungen“ aus dem Jahr 1851 die einzige Publikation Reithards über Tanner.

Heute sind Tanners Poesien vergessen, einzig dem vierzeiligen, „das Gerede der Wellen“ betitelten Liedchen begegnet man hie und da in Lesebüchern. Die Ueberschätzung von Seiten Reithards läßt sich aber sehr wohl begreifen, wenn wir bedenken,

¹⁾ Vgl. pag. 115, Anmerkung.

²⁾ Brief Reithards an Karl Dehler in Marau, vom 11. Dez. 1849.

wie öde es damals im Garten der schweizerischen Lyrik ausjah. Gottfried Keller hatte erst einmal und theilweise mit jugendlichem Accent gesprochen¹⁾, und von Eduard Döffel, der wohl allein noch genannt werden darf, kannte man erst wenig²⁾. Tanner dagegen war als gereifter Mann gestorben, und sein Büchlein hatte fünf Auflagen erlebt. Die letzte derselben war übrigens auch von Gottfried Keller mit einer Rezension bedacht worden, die in hohen Tönen lobt³⁾. Sie lautet folgendermaßen: „Diese neue Auflage von Tanners Gedichten wird allen unbefangenen Freunden des rein Schönen eine liebliche Erscheinung sein. Wer stärkeren Aufregungen und Kämpfen abhold ist, ein stilles, weiches Gemüth, findet hier ein wahrhaftes Blumen-gärtlein zum Lustwandeln oder Ruhen mit schönster Aussicht in Abend- und Morgenroth. Tanner ist Meister im leichten, anmuthigen Liede; er wählt selten eine künstliche, schwere Form, aber immer die reinste, vollkommen abgerundete. Die Sprache ist gediegen, wohltönend, fest und doch wieder so zart und leicht, daß alle die Verse und kurzen Lieder wie silberne Bachwellen dem inneren Ohr vorüberrauschen. Der Sänger dieser Lieder gehört zum kleinen Freimaurerorden der wahren Naturkennner; er vertraut fest auf Frühling und Sterne und auf den, welcher sie wandeln heißt. Tiefe, wahre Religiosität ist der Hauptcharakter des Büchleins; sie wird am Schluß zum eigentlichen geistlichen Liede. Dort mögen die Verleumder und Verfehrer des aargauischen und überhaupt des antijesuitischen Radikalismus

¹⁾ G. Keller, Gedichte. Heidelberg, Akademische Verlagshandlung von C. F. Winter, 1846.

²⁾ Eduard Döffel, Zwanzig Gedichte, eine Weihnachtsgabe.arau, Verlag von H. N. Sauerländer, 1848. Die „Gedichte“ kamen erst 1851 (Bern, Verlag von Jent und Reinert) heraus.

³⁾ Daß diese Besprechung (Neue Zürcher Zeitung 1846, Nr. 250) von Keller herrühre, nimmt wenigstens Bächtold (G. Keller, Band I, vierte Auflage, pag. 361) an.

ihr eigenes Urtheil lesen. Wir wünschen sehnlichst, daß Gott unserem Vaterlande recht viele solcher Kloster- und Kirchenstürmer senden möge, Männer, welche in Rath und Feld fest und unbestechlich das Böse bekämpfen, an deren häuslichem Herd aber Liebe, Milde und reine Natur zu finden ist. — Das „Festlied am Stoß“, Seite 26, möchten wir unter Tanners Gedichten als besonders gelungen und als echt schweizerisch bezeichnen.“

III.

Krieg oder Frieden.¹⁾

Unsere Zustände werden von Tag zu Tag ernster. Offenbar hat man von gewisser Seite das Verhängniß herausgefordert, und dieses treibt nun allbereits die Treiber, die sich und andern nur mühsam die Besorgniß verbergen können über den endlichen Austrag der von ihnen angezettelten Dinge. Was man seit Jahren befürchtete, steht jetzt an der Schwelle: der allgemeine Bürgerkrieg. Ihm gingen die Zürcher Septembergeschichten, die Exekutionen im Freiamt, die Freischarenzüge, die Waadtländer- und Genfer Revolutionen, die verfehlte Expedition wider Freiburg und andere Exzesse als Prologe voran.

¹⁾ Dieser den konservativen Standpunkt seines Verfassers scharf kennzeichnende Essay erschien anonym im Jahrgang 1847 (Nr. 228 und 229) der „Allgemeinen (Augsburger) Zeitung“. — Für dieses Blatt erstattete Meithard 1844 und 1845 regelmäßig über schweizerische Zustände Bericht. Als aber infolge der Intriguen, die Regierungsrath A. Lufft in Augsburg, sein Rivale auf diesem Gebiete, gegen ihn ins Werk setzte, die Schere seine Korrespondenzen immer mehr beschnitt, gab er diese Thätigkeit auf und sandte 1846 und 1847 nur noch ausnahmsweise den einen und andern Artikel ein.

Ghe der Kampf auf die Hauptbühne gespielt werden durfte, mußten auf kantonalem Boden die Einzelproben abgehalten werden.

Man würde sich im Ausland jedoch durch die Annahme sehr täuschen, der Zusammenstoß unserer Parteien sei seiner innersten Natur nach ein Prinzipienkampf. Das ist er in der That nur bei sehr wenigen; bei den meisten ist und bleibt es ein bloßer Sesselfkrieg, eine praktische Abhandlung der Parteichefs über die Frage: wer von uns soll herrschen? Bei der Appellation an das Volk, das da entscheiden soll, geschieht sodann das fatalste, was geschehen kann: es wird nämlich von beiden Seiten bearbeitet und — demoralisirt. Inzwischen — das muß jeder Unbefangene zugeben — bedarf es im konservativen Lager weit minder Aufwand an verhängnißvollen Mitteln als im radikalen. Dort steift man sich auf's „positive Recht“ und exemplifizirt mit großer Emphase, indem man die sieben Todsünden der Radikalen durch eine Reihe von Thatfachen für den Abscheu der gläubigen Menge appetirt; hier baut man feste Babelthürme auf's „natürliche Recht“ und richtet „Jesuiten“ und „Sonderbund“ als Potpourri zu, über welches das licht- und freiheitshungrige Volk herfallen soll.

Das „souveräne“ Volk! Ob die einen oder die andern Meister sind oder werden, es selber hat immer am mindesten davon. Es liest Zeitungen, debattirt in den Wirthshäusern, wählt nach gegebener Anleitung und — zahlt, was die Hauptsache ist. Wenigstens geschah das letztere bisher ziemlich willig — ob es aber noch lange geschehen kann und wird, ist eine staatsökonomische Frage, über welche unsere Regenten als über eine untergeordnete hinwegschreiten zu dürfen glauben. Vergleicht man in den regenerirten Kantonen die Zahl der von der Wohlthätigkeit der Gemeinden gegenwärtig Unterstützten mit der Summe, welche der Status der Jahre vor anno dreißig auf-

weist, so können wir uns leider nicht verhalten, daß die politische Regeneration unserer materiellen Wohlfahrt sehr schlechte Dienste geleistet hätte, wenn es wirklich die politische Regeneration wäre, wie sie d a m a l s verstanden wurde, welche das schwere Uebel verschuldet. Thatsache ist, daß Fallimente und Geldmangel auf der einen, Genußsucht und Niederlichkeit auf der andern Seite in den untern Volkskreisen auf betäubende Weise überhandnehmen; Thatsache, daß dafür das goldene Zeitalter der Advokaten und Agenten, der Weibel und Schuldenboten eingetreten ist. Hieran kann die politische Regeneration nicht Schuld sein, denn die ihr zu Grunde liegende Idee war eine gute und nothwendige; aber diejenigen sind eben Schuld, welche diese schöne und reine Idee für eigene, selbstsüchtige Zwecke nach allen Richtungen ausbeuteten, und diejenigen nicht minder, welche berufen waren, dieser Idee, als sie ins Leben trat, die Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils aufzuopfern und die neue Strömung, mit Hingebung des alten Popsthum, in ein passendes Bett zu leiten, damit sie zum Segen würde statt zum Fluch. Nichts ist gewisser, als daß die nach den französischen Juliustagen in der Schweiz eingetretenen politischen Oszillationen ursprünglich durchaus unschuldiger und total billiger Natur waren; der Ernst der Veteranen mischte sich mit der feurigen Begeisterung einer Jugend, die an Heiliges glaubte. Seither ist gar manches anders geworden; seither hat man leider vieles als Schlacke abgestreift, was zum Gepräge, ja zum wesentlichen Ingrediens eines freien Volkes gehört. Man that viel für Schulbildung; aber allmählich verließ man sich zu sehr auf sie und setzte Erziehung und häusliches Leben hintan. Man bedachte zu wenig, daß die Lehrer selber, als Lehrer, Produkte der Zeit waren und ihre durch unbedachte Adoration erzeugte Selbstüberschätzung auf ihre Schüler übertragen würden. Man weckte überall den Geist der Industrie und merkantilen Spekulation; aber man dachte nicht ernstlich

daran, vom Staat aus die materiellen Interessen wesentlich zu fördern, ja man drückte sie sogar durch die unbedingt losgelassene Gewerbefreiheit und überhaupt durch Gestattung einer übermäßigen Mitbewerbung von außen ungebührlich nieder. Man baute Straßen und öffentliche Gebäude mit einer Hast und Opulenz, als ob man über die alten Goldminen Perus zu verfügen hätte, und bedachte nicht, daß ein schuldenbelasteter Staat zu sehr unvolksthümlichen, ja oft unsittlichen Mitteln greifen muß, um sich aus Klemmen und Verlegenheiten zu reißen. Man hätschelte die Vereinsfreiheit im allerweitesten Sinne und bedachte nicht, daß durch ihre unbeschränkte Gestattung der Demagogie und Unordnung Thür und Thor geöffnet, ein Staat im Staat entstehen und das Signal zu stets wiederkehrenden Revolutionen gegeben würde. Auch in der Pressefreiheit erkannte man keine gesetzliche Schranke an, und ließ auf diesem Gebiet eine Anarchie entstehen, die nirgends ihres Gleichen hat. Dem Asylrecht gab man eine so ausschweifende Deutung, daß die Schweizerberge zu Kanzeln einer europäischen Revolution von deutschen und welschen Freiheitsaposteln entweiht wurden, die es jedenfalls mit sich selbst und mit ihren Clubs besser meinten als mit der Schweiz, was diese — die sie gewähren ließ — ihnen freilich nicht übelnehmen darf.

Indeß trug an all diesen und ähnlichen Erscheinungen die gutmüthige Begeisterung der damaligen Volksführer die Hauptschuld, und das dürfen sie auch jetzt nicht vergessen, da sie zu besserer Anschauung erwacht sind. Sie dürfen es nicht vergessen, um billig sein zu können im Urtheil über die Erscheinungen der Gegenwart. Wer zu einem Feuer selber den Brennstoff hergab, darf sich über die leckende Flamme nicht verwundern — wohl aber über die Mittel denken, die einen verheerenden Brand verhindern können.

Dieser Brand droht jetzt mehr als je auszubrechen. Die Tagssagung hat mit 12²/₂ Stimmen die Aufhebung des Sonder-

bundes beschlossen; sie hat es beschlossen, und die Majorität steht jetzt selber höchst verlegen vor ihrem Werk. Wie ein in den Bergen Verstiegener stets höher und höher klimmt und mit dem Höhersteigen seine Rathlosigkeit steigert: so stieg die radikale Partei aus einer Netzmasche in die andere, indem sie sprach, viel sprach und viel versprach. Mit Zunge und Feder ging es recht gut; aber schwieriger geht's nun mit den Bajonetten.

Die große, große Majorität des Schweizervolks ist entschieden wider den Krieg — und dies aus mancherlei Gründen. Für's erste fragt der gemeine Mann: Was haben uns denn eigentlich die „Sonderbündler“ zu Leide gethan, daß wir sie bekriegen sollen? Darauf antwortet man ihnen mit Pathos: sie haben die Jesuiten berufen; sie haben den Sonderbund gestiftet; sie wollen uns überfallen, darum müssen wir das Prävenire spielen! Alle diese Dinge aber rühren den reformirten Landmann sehr wenig: die Jesuiten sind und bleiben ihm, trotz aller Deduktionen, unbekannte Größen; und was den Sonderbund betrifft, so findet er kein Verbrechen darin, daß nach den wiederholten Freischarenzügen und bei der durchaus unhaltbaren Garantie, welche das von den radikalen Blättern verhöhrnte tagtäglich Freischarengesetz bietet, sich die bedrohten Stände zu gegenseitiger Hülfe und Wehr zusammen thun; über die Vorspiegelung eines sonderbündlerischen Aggresses lachen selber die Vorspiegler sichtlich mit den Mundwinkeln. Für's zweite zeigt der Landmann auf seine reichen Kornfelder und vielversprechenden Weinberge und sagt: Soll ich von alldem fort? Des Herrn Segen waltet über mir; soll ich durch Brudermord danken? Für's dritte zeigt der ruhige Landmann auf die Grabhügel des Emmenfeldes und fragt: War das noch nicht genug? Muß des Blutes noch mehr fließen? Ward nicht dort ergreifend die Lehre gegeben, daß wir uns nicht in das Hauswesen unserer souveränen, von uns garantirten Nachbarn zu mischen haben? Haben sie sich je in unsere Angelegen-

heiten gemischt? — So ungefähr räsonnirt der solidere Theil des Volkes, ja das eigentliche Volk, fast alle, die etwas zu verlieren haben. Die Masse, die Krieg will, besteht aus jungen Leuten, Enthusiasten und solchen, die durch eine Verwirrung bloß zu gewinnen haben. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß im Fall eines militärischen Aufrufs unsere Soldaten sich nicht einstellen und allenfalls auch ziehen würden. Allein schwer auf ihnen lastete das Gefühl, für keine gute Sache zu streiten, und dieses Gefühl könnte — gegenüber den Vertheidigern ihres Landes, ihrer Unabhängigkeit, ihrer Heiligthümer -- fast unmöglich sieghaft bestehen. Groß ist daher auch die Unlust der Tagungsmehrheit, Ernst aus dem Späß zu machen, und dem Vernehmen nach ist die zürcherische, ja selbst die aargauische Politik nicht übel Willens, die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß mit dem Tagungsbeschuß der Handel beseitigt, d. h. der Sonderbund abgethan und keine weitere Maßregel nöthig sei. Das wäre freilich ein sehr friedliches Ende eines sehr kriegerischen Anfangs, eine höchst langmüthige Erfüllung einer höchst zornmüthigen Drohung, aber doch wahrscheinlich das Gescheiteste, was sich zur Erhaltung der eigenen Existenz, was überall das Wichtigste ist, thun läßt.

Daß die Existenz mehrerer Regierungen der regenerirten Kantone durch ein bewaffnetes Einschreiten wider den Sonderbund auf die Spitze gestellt, ja im höchsten Grade gefährdet würde, steht kaum zu bezweifeln. Daß Berns gegenwärtige Regierung übergenug zu thun hat, sich, ihren Antecedentien gegenüber, im eigenen Kanton zu halten, muß wohl auch im Auslande begriffen werden. Als Vorort ist sie ohne das mindeste Gewicht, und ihr Präsident muß sich, ohne ein Wort einwenden zu können, im Tagungsjaale von den Gesandten der Sonderstände Dinge sagen lassen, die — je mehr sie faktisch begründet sind — die Stellung der radikalen Stände unter einem solchen Oberhaupte nicht beneidenswerth

machen. Unter solchen Umständen ist denn auch die Bravour des Herrn Ochsenbein gegen die Gesandten der Großmächte, zumal gegen Herrn Bois le Comte, gelinde gesagt — eine Erscheinung, welche Männer wie Furrer, Munzinger, Kern, welche wirklichen diplomatischen Takt mit Gefühl für Schweizer-ehre verbinden, nur in Verlegenheit setzen muß. — Überhaupt ist das Leben der gemäßigt radikalen Gesandtschaften auf der diesjährigen Tagjazung eine fortlaufende Reihe von Verlegenheiten. Dadurch, daß der eigentliche Zweck der vielen bundeswidrigen Thatsachen, die der Radikalismus verschuldet, seinerzeit nicht offen und frei und männlich einbekannt, sondern rabulistisch maskirt wurde: die Aenderung des Bundesvertrags, ist all das Unhaltbare in der Stellung auch der bessern Wortführer der sogenannten Progressisten entstanden. Und maskirt und intrigirt ward eben deswegen, weil die Absichten im Allgemeinen zu selbstjüchtig, zu wenig schweizerisch waren. Wären sie schweizerisch gewesen, so hätten sie eidgenössische Liebe und Treue zur Unterlage gehabt, und diese Kraft wäre nie unterlegen; sie hätte der Reinheit und Wahrheit ihres Strebens den ruhigen Sieg zugetraut, und dieser Sieg wäre ihr auch sicherlich geworden. So aber mußten all' die Rechtsverletzungen, durch die man die Feinde der Bundesregeneration zu schwächen und manches persönliche und Parteiinteresse zu fördern dachte, bemäntelt, gerechtfertigt werden, und zu diesem Zweck mußte man sich nicht selten mit unsaubern und unpassenden Elementen befreunden, die nachher, zum billigen Dank für geleistete Hülfe, ihre Geltung verlangten — und immer mehr verlangten, bis sie endlich in manchen Theilen der Schweiz ihren Benutzern über den Kopf wuchsen. So kam es denn, daß man manchem sonst sehr klugen schweizerischen Staatsmann mit der Basler Zeitung zurufen kann: „Freund, du wähest, du seiest der Treiber, aber du bist der Getriebene.“

Sollte es nöthig sein, Beispiele anzuführen, so deuten wir auf das gegenwärtige Präsidium der Tagsatzung. Den Privatcharakter des Herrn Ochsenbein, den wir nicht kennen, lassen wir bei Seite; wir halten uns einzig an die Thatsache, daß dieser Herr aus der Liste der eidgenössischen Offiziere von derselben Tagsatzung gestrichen wurde, die er gegenwärtig — sammt dem eidgenössischen Kriegsrath — präsidiert; ferner an die Thatsache, daß dieselbe Tagsatzung, die den Freischarenhüptling für ungeeignet erklärte, eidgenössischer Hauptmann zu sein, nun genöthigt werden wird, ihn zum eidgenössischen Oberst zu erheben! Wem dergleichen Thatsachen über die Natur der politischen Strömung auf radikaler Seite nicht die Augen öffnen, der ist blind oder will blind sein.

Dieselbe unheimliche Macht, welche das Freischarenthum in der Person des Herrn Ochsenbein an die Spitze der Tagsatzung stellte, drängte die radikalen Stände zum Zwölfstimmenbeschluß wider die Sonderstände. Unnatürlicheres kann es nichts geben als diesen Beschluß. Die katholischen Kantone — zweimal durch Freischaren überfallen, die sich unter den Augen der radikalen Regierungen gebildet hatten, ja von ihnen mit Munition und schwerem Geschütze unterstützt worden waren — bilden zur Aufrechthaltung des verletzten und zerrissenen Bundes eine Ligue, sich gegenseitig Hülfe und Unterstützung für den Fall frischer Angriffe zusichernd. Nun kommen dieselben Stände, welche anno 1832 das bekannte Siebnerkonkordat schlossen, sich gegenseitig Hülfe und Unterstützung in allen Fällen zusichernd; dieselben Stände, die nicht einmal fähig waren, das übermilde tagsatzliche Freischarengesetz zu vollziehen (Baselland verwarf es durch's Veto, und im Aargau ward öffentlich und unter dem Applaus der Regierungsblätter dagegen petitionirt) — dieselben Stände, die in ihren großen Räten ungescheut von „Bundeszertrümmerung“ und „coercitiven Maßregeln gegen eine Minder-

heit der (souveränen) Kantone“ sprachen, nehmen sich nun mit großer Zärtlichkeit des vom Sonderbunde verletzten eidgenössischen Bundes an, der durch dieses Separatkonfordat „bedroht“ werde, und äußern ernstliche Besorgnisse hinsichtlich eines durch die Sonderbündler beabsichtigten Angriffs! *Lupus in fabula*. Der einzige Kanton Bern hat weit mehr Bevölkerung als der ganze Sonderbund zusammen!

Und dennoch — trotz ihrer scheinbar gewaltigen Uebermacht — ist den „diktirenden Kantonen“ ein Angriff auf die schweizerischen Bergvölker nicht anzurathen. Wir sprechen hier nicht einmal von dem Verwerflichen eines so unedeln Kriegs, welcher, unter den hochtönenden Namen Licht und Freiheit, blutige Unterdrückung in die friedlichen Thäler tragen soll, aus denen — fromm und bescheiden, tapfer und ehrbar — das Heil der Schweiz hervorging, errungen durch die Väter derer, die man heute von „Bundeswegen“ unterjochen will. Wir sprechen nicht einmal vom Unrecht dieses Krieges, aber davon sprechen wir, daß die Sonderbündler — zumal die Urkantöner — furchtbar gerüstet sind, innerlich und äußerlich; daß sie entschlossen sind, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und hiergegen weder Rabulistik noch hochtönende Phrasenjägerei ausreicht. Jedenfalls wäre zu wünschen, die Bevölkerungen der von ihren Führern zum Krieg wider ihre Bundesbrüder aufgestachelten Kantone würden beschließen: daß all' die hohen Herren, welche in Großrathssälen und in politischen Clubs diesen Krieg so eifrig predigten und fortwährend predigen, sowie alle Zeitungsredaktoren, die dasselbe thun, als Avantgarde v o r a n müßten — was gilt's, ein solcher Beschluß würde das Feuer manches neumodischen Kreuzpredigers zu purer Strohasche hinunterdämpfen! In den Urkantonen — das muß Jeder bekennen, der nicht blind ist, noch verblenden will — in den Urkantonen ist noch unverfälschtes Schweizermark, ungeschwächte Schweizerkraft, die sich freilich weder auf prunkenden,

toastirenden Freischützen, noch auf künstlich aufgestapelten Rednerbühnen, sondern durch die That kundgibt, sobald diese Noth thut. Wir sind weit entfernt, dem Matadorenwesen in Uri, Schwyz und Unterwalden — noch der sehr apokryphischen Frömmigkeit der Luzerner und Walliser Herren das Wort reden zu wollen; wir wissen gar wohl, daß mancher Mißbrauch in unsre Hochthäler sich eingeschlichen hat, mancher Mißgriff in der vorörtlichen Hauptstadt der katholischen Schweiz begangen wurde, manche unlautere Bestrebung sich zu der dortigen Bewegung gemischt — aber diese Bewegung selber ist eine reine, ehrliche, mitten aus dem Volk hervorgegangene, überall empfundene und verstandene. Der Kern dieser Bewegung ist derjenige, welcher noch vor einem halben Jahrhundert das Völklein der Unterwaldener befähigte, der fränkischen Kriegsmacht, dem tapfersten Heere damaliger Zeit, einen Widerstand zu leisten, welcher in den Annalen der Geschichte einzig in seiner Art dasteht.

Es gibt auch welche, die, um das Aeußerste zu vermeiden, d. h. nicht in das Herz der Berge eindringen zu müssen, sich mit der Ueberrumpelung Luzerns und Freiburgs begnügen, und dann die Urschweiz — durch einen militärischen Gordon — aushungern wollen. Sie meinen, diese Kriegskünstler, die „Ländler“ würden nicht aus ihren Bergen herauskommen, wenn Luzern angegriffen würde; wir aber halten diese Berechnung für durchaus unrichtig, und sind überzeugt, daß die „Ländler“ allerdings den Luzernern zur Hülfe eilen werden, doch so, daß ihre Pässe gehörig geschützt sind, was ohne großen Aufwand an Mannschaft geschehen kann, zumal dort auch die Frauen den Kampf mit Waffen nicht fürchten. Hatten radikale Krieger ¹⁾ das Recht, sich in schwierigen

¹⁾ Wohl Anspielung auf die Flucht Oberst Sulzbergers am 6. September 1839. Vgl. Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830 bis 1850. Zweiter Band (Zürich und Stuttgart 1868), pag. 351.

Lagen in Weiberkleider zu stecken und die Flucht zu ergreifen, so werden zur Abwechslung auch Weiber männlich kämpfen und nicht davonlaufen dürfen.

Viele zählen auch auf eine Spaltung in den betreffenden Kantonen selbst; allein auch hier werden sie sich ohne Zweifel entschieden irren. Mag — namentlich im Kanton Schwyz — einige politische Differenz herrschen; mögen wackere Männer dort mit gewissen Dingen im kantonalen Gebiet — und mit Recht — nicht mit den Gewalthabern einverstanden sein, so sind doch alle ächten und rechten Schwyzer darin einverstanden, daß sie sich ihre Kantonsouveränität nicht gewaltsam entreißen lassen, und sie sich für besser halten als die stets zankenden, nie zufriedenen, wortreichen und thatenarmen Großkantonler radikalen Stils. In jedem lebt das geschichtliche Moment; der stolze Gedanke, daß diese Berge, diese Thäler die werdende Freiheit und die Tapferkeit der Väter gesehen, begeistert jeden wahren Schwyzer so gut wie jeden Urner und Unterwaldner — während die Angreifer sich auf nichts stützen können als auf die Aufhebung der aargauischen Klöster, auf die glorreichen Freischarenzüge, auf eine Menge donnernder Bühnen-, großen Raths- und Tagsatzungsreden, die dem Volke, das die Gründe mit den Händen greifen will, einen „Prinzipienkampf“ zumuthen, der — wie schon bemerkt — nachgerade keiner ist, sondern ein Sessellokrieg und weiter nichts — ein Sessellokrieg, für den der willige „Souverän“ einstehen soll.

Das endliche Ergebnis — wer kann es genau vorher sagen? Jedenfalls ist — wie gesagt — bei den Führern die Kriegslust gar nicht groß, und wäre noch weit geringer, wenn sie den „handlichen Strauß“ mitkämpfen müßten. Im Kanton Bern soll der Entscheid über Krieg und Frieden sogar den Gemeinden anheimgestellt werden; im Kanton Zürich sei, vernehmen wir aus sicherer Hand, die Stimmung der großen Volksmehrheit

gegen den Krieg — und so mehr oder minder in allen andern radikal geheißenen Kantonen. Einen mißbeliebigen eidgenössischen Staatschreiber¹⁾ absetzen, weil er — bei überwiegender diplomatischer Tüchtigkeit und großer Urbanität — eine eigene Privatmeinung zu haben und sogar in die Allgemeine Zeitung zu schreiben wagte, bedarf nur der Intrigue, nicht des Heldenmuths; bedarf bloß des Vergessens wahren Verdienstes und der Handhabung kleinlicher Animosität. Auch zur Erringung eines Zwölfstimmenbeschlusses wider die Sonderkantone ist keine altschweizerische Tapferkeit von nöthen, sondern bloß die Vorstellung, das kleine Häuflein werde sich einschüchtern lassen, wie man selber durch die Hestigkeit desjenigen Extremis eingeschüchtert ist, dem man sich preisgab. Auch das Drohen und Puffanciren gegen die Großmächte ist ein sehr geringer Beweis ächten Muthes, und am allerwenigsten können wir darin eine Großthat finden, daß man am Vorort einem Hunde den französischen Orden der Ehrenlegion ungestraft umhängen läßt, wie dies jüngsthin von Seite des bekannten Guckfasten-Jenny²⁾, eines Großrathsmitgliedes in Bern geschah! Solches Wesen kann und wird sich nicht halten; es ist mit der Würde eines freien Volkes unvertäglich, mit den ernstesten Dingen kindisches Spiel zu treiben, und die Fülle der Kraft und die Schätze der Zeit in Erbärmlichkeiten zu vergeuden.

Es muß und wird sich in der Schweiz eine sieghafte Mittelpartei zusammenthun, welche links und rechts die Extreme

¹⁾ Dr. August von Gonzenbach (1808—87). Ueber die Gründe, weswegen er nach einer 14-jährigen Wirksamkeit am 5. Juli 1847 nicht wieder zum Staatschreiber gewählt wurde, vgl. auch das „Gedenkblatt an Gonzenbach“ von W. F. von Müllinen im Berner Taschenbuch 1889/90, pag. 165 ff.

²⁾ C. A. Jenni, Verleger in Bern, gab 1840—50 den „Guckfasten“, Zeitschrift für Witz, Laune und Satire, ferner auf die Jahre 1845 und 1846 einen „Guckfasten-Kalender“ heraus.

zu Paaren treibt. Vorerst muß diese Partei darauf dringen, daß in den Antisonderebundsantonen die Kriegs- und Friedensfrage ebenso gut dem Volk (den Gemeinden) zum Entscheid vorgelegt wird, wie dies nun (durch eidgenössische Kommissarien) in den Urantonen geschehen soll. An dieser Forderung halte nur die Friedenspartei fest, und dringt sie durch (was bei tüchtigem und energischem Wollen unschwer zu erzielen ist), so werden wir sicherlich die große und gediegene Mehrheit des Schweizervolkes für den Frieden stimmen sehen.

